

Dr. Karl Leopold Schubert:

GOETHE UND DIE NATUR

Im Goethejahr 1949 ist es wohl am Platz, die Grundlagen und Grundlehren von Goethes naturwissenschaftlicher Weltanschauung einmal klarzulegen; dies wird in dem folgenden Aufsatz in aller gebotenen Kürze versucht.

(Anm. der Schriftleitung.)

Goethes Verhältnis zur Natur fußt, wie man allgemein erkannt hat, auf Spinozas Lehre und System. Was lehrt nun Spinoza über die Natur? Seine Haupt- und Grundlehre ist die Gleichsetzung von Natur, Substanz und Gott (deus sive substantia sive natura); es gibt nach Spinoza überhaupt nichts außer der göttlichen Natur-Substanz. Gott ist die schaffende Natur selbst (natura naturans), die Welt aber die geschaffene Natur (natura naturata); diese ist gewissermaßen nur ein Ausschnitt aus jener und wir unterscheiden demnach eine Natur im weiteren und im engeren Sinn, oder anders ausgedrückt, eine göttliche und eine menschliche Natur. Denn nach Spinoza besteht die göttliche Natur-Substanz aus unendlich vielen Attributen (constat infinitis attributis); aus diesen unzähligen Attributen oder Erscheinungsweisen der Substanz greift nun der menschliche Intellekt zwei heraus, nämlich Ausdehnung (extensio) und Denken (cogitatio): Der Mensch sieht Gott als Natur (im engeren, menschlichen Sinn); die Natur, die Welt in Raum und Zeit, ist ein Ausschnitt oder Bruchteil Gottes.

Das muß man wissen, um Goethes Stellung verstehen zu können. Im „Faust“ gibt der Weltgeist, Träger der natura naturans, der im Zeichen des Makrokosmos angerufen wird, überhaupt keine Antwort; und bloß der Erdgeist, der Träger des Mikrokosmos, steht Fausts Rede; doch selbst da windet sich dieser vor dem riesigen Geist der Erde wie „ein furchtsam weggekrümmter Wurm“. Fausts tatsächliche Erfahrungswelt ist ja wieder nur ein kleiner Ausschnitt aus der allseitigen, umfassenden Erfahrung des Erdgeistes selbst, ein Ausschnitt aus dem Ausschnitt gewissermaßen; die Welt des Menschen gleichsam nur ein Zipfl von Gottes lebendigem Kleid. So steht also über dem Menschen, über der „Natur des Menschen“ immer noch die unendlich weitere „Natur Gottes“, die ihm letzten Endes und streng genommen ewig unabsehbare, unabgehbare, unbetretbare „Gott-Natur“ in all ihrer erhabenen Größe, Weite und Tiefe, Fülle und Grenzenlosigkeit. Und damit scheint der „Pantheismus“ Spinozas und Goethes — eigentlich also ein Pankosmismus, ein „höflicher Atheismus“, wie Schopenhauer sagt! — trotz seiner monistischen Eingleisigkeit doch wiederum dem „Theismus“ (Gott-Welt-Dualismus), wie er in dem zweigleisigen dualistischen System eines Immanuel Kant zum sublimsten Ausdruck kommt, zumindest ange-nähert.

So können wir verstehen, daß schon Herder in seiner Schrift „Gott, einige Gespräche über Spinozas System“ sich bemüht hat, den Spinozismus als eine Art Theismus zu deuten; denn vom „Pan-Theismus“ sei ja das „Pan“ (das All) tatsächlich eben nie ganz zu fassen! Und so laufe eben das Ganze wieder auf ein Wortgefecht hinaus. „Gott“ bleibt für den Menschen so oder so unfäßbar, unnahbar, ein ewiges Rätsel. Diese Erkenntnis ist nun höchst wichtig, ja ausschlaggebend für Goethes Stellung zum Problem: Natur und Gott. Denn nie artet sein Pantheismus, sein „Gott-Natur“-Glaube

in Atheismus und Materialismus, in Gottlosigkeit und das heißt in Geistlosigkeit und reine Stoffverehrung aus. Immer und überall bleibt für Goethes Naturforschen ein letzter, irrationaler Restbestand, ist und bleibt in oder über allem Naturalismus ein gottgerichteter Humanismus und damit echte und tiefe Religiosität — Ehrfurcht und Schweigen. „Gott wird ihnen, besonders denen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts mehr denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.“ Deshalb heißt es schon im Urfaust (1773 bis 1775) im Religionsgespräch: „Gefühl ist alles, Name Schall und Rauch, umnebelnd Himmels Glut.“ Und in der Marienbader Elegie (1823) hat der Dichter es in die unsterblichen Worte gefaßt:

..In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten:
Wir heißen's: fromm sein.“

So erst wird es verständlich, was der angebliche „große Heide“ einmal zum Kanzler Müller gesagt hat: „Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet!“ Goethe spricht hier von seinem Tat-Christentum und echten Menschentum! Und er meint geradezu: „Wir sind infolge unserer fortschreitenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen.“ Nicht Faust, sondern Mephisto schlägt ja „vorm Kreuz die Augen nieder“ und selbst bei diesem ist es nur „ein Vorurteil“ (Urfaust, Szene „Landstraße“). Dies muß immer wieder klar und offen gesagt sein, um Mißverständnissen vorzubeugen. Und erst so gerüstet werden wir nun auch Goethes Stellung zur Natur in ihrer ganzen Breite und Tiefe richtig erfassen können.

•

„Geradezu erschütternd“ findet der Literaturhistoriker Eduard Engel in seinem Buch: „Goethe, der Mann und das Werk“ jene Eintragung schon des Zwanzigjährigen in sein Straßburger Tagebuch: „Wir erkennen Gott nur durch die Natur. Alles, was ist, gehört notwendig zum Wesen Gottes, da Gott das einzig Seiende ist. Von vornherein ist also alle Naturforschung Goethes und im Geiste Goethes religiös gestimmt! So sucht er „das Göttliche in herbis et lapidibus“, in den Pflanzen und Steinen (an Jacobi 9. Juni 1785). Die Erde mit ihrer Entwicklung ist ihm die aufgeschlagene Schöpfungs-Bibel. Entwicklung — dies ist ja der Sinn der „Schöpfungstage“! Entwicklung ist alles. Das hat Goethe mit dem Auge des Sehers, viele Jahre vor Darwin, geschaut, gewußt und gelehrt. So heißt es in seinen „Vorträgen über eine allgemeine Einleitung in die vergleichende Anatomie“ (1796): „Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen, daß alle vollkommenen organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien .“ und in den Aphorismen aus dem Jahre 1807 steht der Satz: „Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen: sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. B. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere vorausgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heraufsteigt.“ So schreibt Goethe zwei Jahre vor Darwins Geburt!

Als Goethe im Jahre 1790 im Sande des Lidos von Venedig den Schaf-

schädel fand, da sah er seine Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen aus dem Jahre 1784, des Intermaxillar- oder „Goetheknochens“, endgültig bestätigt; da legte er mit seiner Wirbeltheorie den Grund zur modernen Schädelforschung. Ein tiefer Blick in die Natur war seinem Seherauge geglückt, mit der Erkenntnis, daß, wie Virchow selber sagt, „die knöcherne Kapsel, welche das Gehirn umschließt, nach demselben Grundtypus zusammengesetzt und aufgebaut ist wie die knöcherne Röhre, welche das Rückenmark umlagert, so daß jene Kapsel, der Schädel, eine höhere Entfaltung dieser Röhre, des Rückgrates oder der Wirbelsäule, darstellt, gleichwie das Gehirn selbst als eine höhere und vollkommene Entfaltung des Rückenmarkes zu betrachten ist.“ Ja selbst Virchows Zellenlehre hat Goethe vorweggenommen; in der Einleitung zur Morphologie (Bildung und Umbildung organischer Naturen, aus dem Jahre 1807) steht der ahnungsvolle Satz: „Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind.“ Sehr richtig bemerkt hiezu Eduard Engel: „Hätte Goethe schon damals ein vervollkommenes Mikroskop gehabt, so hätte er geschaut, was er nur ahnen konnte, und hätte Virchows Entdeckung um mehr als ein halbes Jahrhundert beschleunigt.“

Im Jahre 1786, im botanischen Garten zu Padua wird Goethes „denkendes Schauen“ (das er so auffallend mit Kant gemein hat! Kants „Kritik der reinen Vernunft“ erschien 1781) und dann wiederum im öffentlichen Garten zu Palermo am 17. April 1787 seine „alte Grille“ einer Entdeckung der Urpflanze zur inneren, schöpferischen Tat: „Der Garten des Alkinoos (Nausikaa: Fragment!) war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan.“ „Hier in dieser neu mir entgegretretenden Mannigfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger, daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln könne.“ Die Metamorphose der Pflanzen! 1790 wird sie endgültig festgelegt. Heute ist sie, als Richtgedanke, Gemeingut aller Gebildeten. Kein Geringerer als Helmholtz sagt darüber: „Auch diese Anschauungsweise Goethes ist gegenwärtig in der Wissenschaft vollständig eingebürgert und erfreut sich der allgemeinen Zustimmung der Botaniker, wenn auch über einzelne Deutungen gestritten wird, z. B. ob der Samen ein Blatt oder ein Zweig sei.“ Unverkennbar stützt sich Darwins Theorie von der Umbildung der organischen Formen vorzugsweise auf dieselben Analogien und Homologien im Baue der Tiere und Pflanzen, welche der Dichter, als der erste Entdecker, zunächst nur in der Form ahnender Anschauung seinen ungläubigen Zeitgenossen darzulegen versucht hatte.“ Und so steigt denn wahrhaftig die Wurzel und Krone unserer gesamten modernen Naturforschung und Gott-Natur-Verehrung aus jenem Gedicht Goethes empor, in welchem er seine Forschungen poetisch zusammengefaßt und der Freundin und Lebensgefährtin Christiane vorgetragen hat (1798), in der Elegie „Die Metamorphose der Pflanze“:

„Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörst du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleicht der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel.“

Und das eben ist es, was wir von Goethes Verhältnis zur Natur, aus seiner stets religiös betonten Naturforschung lernen wollen: Alle Wissenschaft — ein Studium Gottes, wie ein anderer wahlverwandter Naturforscher und Zeitgenosse, der Engländer Thomas Paine (1738 bis 1809), dies gelehrt und gelebt hat. Die Naturgesetze — Gottes Gesetz! Das klingt für ein geschultes philosophisches Ohr vielleicht dilettantisch, trifft aber doch den Nagel auf den Kopf. Denn was heißt „Natur“ und „Gesetz“? Alle Natur und jedes Gesetz, dies hat uns Kant gelehrt, stammt aus dem Menscheng Geist, als Ordnungsprinzipien des Endlichen im Unendlichen; aber aller Geist und jede Ordnung stammt von Gott, ist Gott selbst, denn „Gott ist Geist“ (das Jesuswort!), All-Geist, All-Liebe, wie uns Goethe lehrt. „Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvernünftig, aus ihr herauszutreten Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf. Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Ihre Krone ist Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. . .“ Alles in der Natur, wie Goethe es sieht, mit Augen geschaut hat (ein Wort des blinden Sehers Homer!), strebt vom Niederen zum Höheren auf, vom Stoff zur Form, vom Leib zur Seele, von Kraft zum Geist — von Haß zur Liebe, vom Tier zum Menschen, vom Menschen zur Menschheit; als Idee und höchstes Ideal:

„Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleich der Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschauen
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.“

Einer Sache wollen wir noch gedenken, die von entscheidender Bedeutung für Goethes naturwissenschaftliche Weltanschauung ist: seine Stellungnahme im Kampf der beiden großen Naturforscher und -philosophen seiner Zeit Jean Lamarck und George Cuvier. Goethe steht entschieden auf der Seite des ersteren. Lamarck ist Evolutionist, der Begründer des biologischen Transformismus; schon 1802 hatte er in seinen „Betrachtungen über die lebenden Naturkörper“ die bahnbrechenden Ideen über die Unbeständigkeit und Umbildung der Arten ausgesprochen, die er dann 1809 in den beiden Bänden seiner „Philosophie zoologique“ eingehend begründete. Cuvier dagegen ist Revolutionist; er hielt fest an Linnés Lehre („Systema naturae“ 1735) von der absoluten Beständigkeit der Arten und erklärte sich die verschiedenen aufeinander folgenden Tierbevölkerungen durch die Annahme einer Reihe von Katastrophen mit wiederholten Neuschöpfungen. Diese Katastrophentheorie blieb trotz der absurdesten Folgerungen bis auf Darwin (1859 „Entstehung der Arten“) herrschend. Goethe hat auch noch die berühmten Kämpfe miterlebt, die Lamarcks Kollege und Gesinnungsgenosse Etienne Geoffroy de Saint-Hilaire im Schoße der Pariser Akademie mit Cuvier 1830 zu bestehen hatte. In den „Gesprächen mit Goethe“ schildert Eckermann unter dem 2. August 1830 auf das lebendigste die Wirkung jener Kämpfe auf den Meister: „Die Nachrichten von der begonnenen Juli-revolution gelangten heute nach Weimar und setzten alles in Aufregung. Ich ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun?“ rief er mir entgegen, „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen. Eine furchtbare Geschichte!“ erwiderte ich. Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei

einem solchen Ministerium anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde. „Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbesten“ erwiderte Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge! Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire!“ So hoch stellt Goethe die Wissenschaft über die Politik. So war Goethe auch ein Vertreter des Neptunismus gegenüber dem Vulkanismus; in den großartigen Szenen der klassischen Walpurgisnacht hat er den Repräsentanten jener beiden Richtungen, Thales und Anaxagoras, ein unsterbliches Denkmal gesetzt:

Anaxagoras: Durch Feuerdunst ist dieser Fels zu Handen.
Thales: Im Feuchten ist Lebendiges erstanden.
Anaxagoras: Hast du, o Thales, je in Einer Nacht
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?
Thales: Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen.
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.“

Dr. Franz Waldner:

Goethe als Höhlenforscher

Wenn wir Goethes Wesen und Wirken anlässlich seines 200. Geburtstages überblicken, dann ist es vielleicht weniger die Größe seiner einzelnen Fähigkeiten, als die Harmonie aller, was ihn so einzigartig macht.

Will man diesen großen Dichter richtig beurteilen, muß man neben der Vielseitigkeit seines poetischen Schaffens in ihm auch den großen Wissenschaftler sehen, der mit seinen genialen Kräften Richtlinien zu finden wußte, die bis heute neue Wegeweisend geblieben sind. Besonders die Reiseschilderungen Goethes geben uns, der dankbaren Nachwelt, aus seinem feingestimmten Geiste geschöpft, nicht nur viel Schönes und Gutes, sondern auch Unterhaltung, Belehrung und Wissen in unermesslicher Fülle.

Er konnte für seine Interessen immer wieder Seltsames aufspüren und wußte es in das herrliche Gewand unserer Sprache zu kleiden; so war er auch einer der Ersten gewesen, die sich von den hemmenden, abergläubischen, phantastischen Vorstellungen freimachten und in das Innere der Berge vordrangen, um dort in den Naturhöhlen eine neue, unbekannte Welt zu entdecken. Goethe war ein Höhlenforscher geworden.

Im Alter von 28 Jahren besuchte der Dichter, der vom Gast des Erbprinzen Karl August von Sachsen-Weimar bis

zum hohen Beamten des jungen Herzogs aufgerückt war, zum ersten Male die im Deutschen Mittelgebirge stolz aufragende Bastei des Harzes und widmete, durch seine vorbereitenden Studien aufmerksam gemacht, sein besonderes Interesse der Baumannshöhle bei Rübeland. Diese ist die älteste bekannte Harzhöhle, die schon im Jahre 1565 von dem deutschen Plinius, dem Polyhistor Konrad Gesner, unter dem plattdeutschen Namen Baumanns Hol festgehalten wurde und von welcher der Probst des Klosters Marienberg, Hermann von der Hardt, einen Grundriß veröffentlichte.

Durch das Einschneiden der mäandrierenden Bode in die oberdevonischen Kalke des Bielsteines bei Rübeland wurden die ursprünglich zusammenhängenden Höhlen, von denen inzwischen 18 Räume bekanntgeworden sind, getrennt, die sich als Restgebilde aneinandergereiht, an die Großräume der Bielshöhle (720 m Streckenlänge), Hermannshöhle (680 m Streckenlänge), Baumannshöhle (642 m Streckenlänge) in verschiedenen Höhenlagen über dem heutigen Vorflutniveau anschmiegen.

Goethe ist am Montag, den 1. Dezember 1777, von Ilfeld abgeritten. Gegen Mittag ist er bereits in Elbingerode und bricht noch an demselben Tage nach Rübeland auf. Der Eindruck, den die Höhle auf ihn gemacht hat, ist so stark, daß er

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1949

Band/Volume: [1949_9-10](#)

Autor(en)/Author(s): Schubert Karl Leopold

Artikel/Article: [Goethe und die Natur 154-158](#)